

MEREDITH HAMBROCK

**SHE'S  
A  
STAR!**

ROMAN

Übersetzung aus dem kanadischen Englisch  
von Nele Junghanns und Sophie Wölbling

pcla



pola-Verlag

Titel der kanadischen Originalausgabe:  
»She's a Lamb!«

Für die Originalausgabe:  
Copyright © 2025 by Meredith Hambrock

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
Copyright © 2026 by  
Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln, Deutschland

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:  
[produktsicherheit@bastei-luebbe.de](mailto:produktsicherheit@bastei-luebbe.de)

Vervielfältigungen dieses Werkes für das Text- und Data-Mining bleiben vorbehalten. Die Verwendung des Werkes oder Teilen davon zum Training künstlicher Intelligenz-Technologien oder -Systeme ist untersagt.

Textredaktion: Anne Schünemann, Schönberg  
Umschlaggestaltung: Tanja Østlyngen unter Verwendung einer  
Umschlaggestaltung von © Lisa Pompilio  
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck  
Gesetzt aus der Warnock  
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany  
ISBN 978-3-7596-0060-8

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter [luebbe.de](http://luebbe.de)  
Bitte beachten Sie auch: [lesejury.de](http://lesejury.de)

»Aber du hast eine Wahl. Du kannst die Dinge hinnehmen, wie sie sind, oder du kannst dir ausmalen, wie sie sein könnten.«

Derek Delgaudio: *In & Of Itself. Wer bin ich?*

»Lerne dein Kreuz tragen, und glaube!«

Anton Tschechow: *Die Möwe*

Liebe Leser:innen,

dieses Buch enthält potenziell triggernde Inhalte. Deshalb findet ihr auf Seite 395 eine Triggerwarnung. Achtung, sie enthält Spoiler für das gesamte Buch!

Wir wünschen uns für euch alle das beste Leseerlebnis.

Euer pola-Verlag

# I

Seit einiger Zeit habe ich diese unglaublich kraftvolle Fantasie. Meine Karriere: floriert, klar. Meine Haut: strahlt. Mein Kleid: atemberaubend, zeitlos, elegant, reif, progressiv, vielleicht sogar Couture. Ich sitze bei den Tony Awards und warte, dass die Kategorie »Beste Hauptdarstellerin in einem Musical« aufgerufen wird. Ich lächlele mit geschlossenen Lippen, mein gelassener Gesichtsausdruck verbirgt, wie aufgeregt ich bin.

Trommelwirbel. Luft anhalten. Ein Schweißtropfen rinnt meine Wirbelsäule hinab. Und dann wird, selbstredend, mein Name verlesen. Entzückt werfe ich den Kopf zurück und strahle meinen Vater an, den ich als Begleitung mitgebracht habe – ihr wisst schon, für die Pressefotos und damit die Boulevardblätter es mit »so rührend« betiteln können. Ich schreite zur Bühne, wobei ich in gespielter Überraschung eine Hand auf mein Herz lege.

Die Auszeichnung wird mir überreicht. Alle schauen auf mich. Alle. Ich stelle die kleine münzförmige Trophäe ab, blicke ins Publikum und sehe buchstäblich vor mir, wie die anderen Nominierten nur darauf warten, dass ich in Schockstarre verfallende, umkippe oder beides.

Doch stattdessen mache ich einen Witz. Dann lehne ich

den Preis ab – mit der Souveränität einer Person, die doppelt so alt ist wie ich – und verbinde es mit einer zeitgemäßen politischen Botschaft, die die Herzen und Köpfe des Publikums berührt. Wir leisten hier wichtige Arbeit, aber da draußen? Da draußen in der Welt findet das wahre Leben statt. Das ist mir sehr bewusst. Mein Ego? Tot. Meine Karriere? Boomt.

Alle springen von ihren Sitzen auf und applaudieren meinem Mut. Es hagelt Aufträge. Ich schreite von der Bühne und in die Flut aus Presseleuten – Menschen rufen, Tausende Kameras blitzen. Jemand hat meine Rede gefilmt und stellt sie online. Hunderttausende neue Follower für mich. Meine Managerin vereinbart einen Talkshow-Auftritt nach dem anderen. Ich bin für immer unsterblich, von allen geliebt –

»Jessamyn?«

Ich fahre zusammen. Es ist meine Managerin. Marge. Sie reißt mich aus meiner Manifestation und katapultiert mich direkt in den Theatersaal mit 650 Sitzplätzen, in dem ich eigentlich arbeiten soll. In einer halben Stunde heißt es: Vorhang auf. Und ich bin die Platzanweiserin, dafür werde ich bezahlt, aber mal ehrlich, die Leute, die hierherkommen, kennen sich aus. Wirklich. Brauchen diese Trottel wirklich Hilfe, um ihre Plätze zu finden? Oder *wollen* sie nur Hilfe? Wie gern würde ich mich mittels positiver Gedanken aus diesem demütigenden Job als Gästebetreuerin hinein in meine eigene Wirklichkeit teleportieren, in der ich bereits ein Star geworden bin.

»Verteil ein paar Programmhefte. Und sieh noch mal nach, ob alle Gänge frei sind. Im ersten Akt gibt es einen Abgang nach links.«

Ich schnappe mir einen Stapel Hefte und gehe. Marge ist wirklich eine Nervensäge.

Ihre allabendlichen Monologe darüber, dass man selbst die Initiative ergreifen soll, und über persönliches Wachstum, gehen mir langsam echt auf den Keks. Mal im Ernst: Wer denkt denn an persönliches Wachstum, wenn er für den Mindestlohn arbeitet? Ganz schön patriarchalisch. Außerdem zwingt sie uns, ihrer Litanei zuzuhören, sobald die zahlenden Gäste nach Hause gegangen sind, und das kollidiert mit meiner eigenen Nachbesprechung. Das Stück, das hier gerade aufgeführt wird, ist grauenhaft. Und wenn ich schon dazu gezwungen werde, jeden Abend solchen unterirdischen Aufführungen beizuwohnen, sollte ich wenigstens die Möglichkeit haben, die Entscheidungen jedes einzelnen Schauspielers auseinanderzunehmen, um zu checken, was er oder sie im Vergleich zur Aufführung am vorherigen Abend verändert hat. Damit mir nicht entgeht, ob einer dieser Möchtegerns einen künstlerischen Durchbruch hat und sich an die Anmerkungen hält, die ich im Kopf mache.

Natürlich kommt es nie dazu. Und ich bin mir nicht sicher, ob das allein ihr Fehler ist. Der Regisseur scheint ein feiger Idiot zu sein. Während der gesamten Voraufführungen hat er jeden einzelnen Abend mit der Brille in der Hand im Foyer gestanden und gekotzt. Einfach alles raus. Und das nicht gerade leise. Er stieß einen Schwall aus, schrie, als würde ihm der Teufel aus den Eingeweiden fahren. Dann richtete er sich plötzlich auf, strich sein albernes Button-down-Hemd glatt, setzte die Brille wieder auf und marschierte zurück in den Theatersaal. So was machen nur Männer. Frauen wissen, wie man solche Qualen für sich behält. Männer machen ihre Gefühle immer zum Problem anderer.

Und er hat den Text völlig missverstanden, treibt all seine Schauspieler ins Melodrama. Jeder Abend ist die reinste Katastrophe, und ich bin gezwungen, mir das alles für

einen Hungerlohn wieder und wieder anzusehen. Gott bewahre, dass ich mal kurz wegdöse und ein älterer Zuschauer ohne mein Taschenlampenleuchten den Weg zu den Toiletten suchen muss und sich dabei die Hüfte bricht.

»Hast du die Kritik gelesen?« Zwei Männer, die sehr wahrscheinlich ein Paar sind, stehen neben der Saaltür und trinken Cocktails.

»Aber natürlich. Ich habe sie sogar dabei. Hör mal: ›Ich kam mir vor, als wäre ich in einer Art Hölle gelandet, wo man im afghanischen Bombenhagel Gedichte rezitiert, als wäre das eine mögliche menschliche Reaktion auf dieses Inferno – anstatt zu schreien: Oh Gott, diese verdammten Amis haben mir das Bein weggesprengt.«

»Unglaublich. Ich kann es kaum erwarten.«

»Ich liebe schlechtes Theater.«

»Ja, oder?«

Ich sehe mich um. Zum Glück ist Marge gerade im ersten Rang und begleitet einen Mann die Steinstufen hinunter zu seinem Platz. Wie immer sind wir heillos unterbesetzt. Und viel schlimmer: Es wird niemand neu eingestellt. Marge wirft mir einen mahnenden Blick zu. Ich sollte lieber irgendetwas machen. Also drehe ich eine Runde.

Während ich herumschendere, winkt eine Frau mich zu sich. »Entschuldigen Sie! Entschuldigen Sie! Mein Sitz ist nass.«

Mit dieser Ausrede wollen sich Zuschauer in der Regel einen besseren Platz erschleichen, aber bei dieser Frau ist es keine Flunkerei. Als ich an ihrem Platz ankomme, lacht mir ein riesiger Fleck auf dem Velours entgegen.

»Oh«, sage ich und suche in meinem Kopf nach einer Notlüge. »Also, gerade wird das Dach repariert. Ist wahrscheinlich Wasser von dort. Möchten Sie ein Sitzkissen haben?«

»Von denen da?« Sie zeigt in die Ecke, wo wir die Samtkissen stapeln, die wir den Kindern bei den Weihnachtsaufführungen austeilten, damit sie höher sitzen und die Bühne sehen können. Und, glaubt mir, die Kissen haben mehr als eine ausgelaufene Windel erlebt, werden aber nie gereinigt.

»Ja, von denen«, bestätige ich.

»Gern.« Die Frau schnieft.

Ich bringe ihr ein Sitzkissen. »Und ein Programmheft nehme ich auch«, sagt sie. Ich reiche ihr eins und flüchte dann, bevor ihr noch mehr Wünsche einfallen. Eine Massage vielleicht?

Das finale Pausenklingeln ertönt, im Foyer flackern die Lichter, und von der Bar aus setzen sich die letzten Zuschauer in Bewegung. Ich bewaffne mich mit neuen Programmheften und drehe eine weitere Runde, verteile sie, kicke Regenschirme und Jacken aus dem Weg und achte gar nicht auf das Schnaufen und die Blicke, die mir zugeworfen werden. Tja, wenn diese Blödbacken nicht wollen, dass ich ihr Zeug mit Füßen trete, hätten sie es nicht in der Öffentlichkeit auf dem Boden liegen lassen sollen.

Die Saaltüren schließen, und mir wird bewusst, dass ich frontal vor dem Publikum stehe. Ich nehme mir einen Moment, um in die Gesichter zu schauen. So viele Gesichter. Es ist dumm, denn ich bin bei der Arbeit – nicht als Star, sondern nur als Platzanweiserin –, aber es ist und bleibt eine Menschenmenge, die da vor mir sitzt. Und, nun ja, eigentlich sollten sie mich ansehen, tun sie aber nicht. Sie nehmen mich nicht einmal wahr. Ich verschmelze mit dem Hintergrund, der Bühne, dem geschäftigen Treiben, kurz bevor die Aufführung losgeht. Aber sie werden mich sehen. Eines Tages.

Aus Reihe sechs wedelt eine Hand nach meiner Aufmerksamkeit. »Miss! Miss!«

Ein älterer Herr, aus dessen Jackett sich ein Sauerstoffschlauch hervorschlängelt. Der Tank ist sicher unter dem Sitz verstaut. Er sitzt am Gang und hat einen der teuersten Plätze im ganzen Saal. Das kann nur eines bedeuten: Er steht mit einem Bein im Grab. Neben ihm sitzt eine gelangweilte Frau in den Vierzigern, wahrscheinlich seine Tochter, vielleicht aber auch seine wesentlich jüngere Ehefrau. Sie tippt so schnell und konzentriert auf ihrem Handy, dass klar ist, sie wäre jetzt am liebsten woanders.

Marge steckt den Kopf zur Tür herein. In wenigen Minuten beginnt die Aufführung. Ich eile zu dem Mann und gehe in die Hocke.

»Möchten Sie ein Programmheft?«, frage ich ihn. »Es geht jeden Augenblick los.«

Aber irgendwas stimmt nicht bei ihm. Oder vielleicht liegt das an seinem fleischfarbenen Jackett. Dieser seltsame Farbton weckt bei mir Misstrauen. Warum versuchst du, dich unsichtbar zu machen? Was willst du verbergen?

»Sie haben da ein Haar ...«, sagt er, atmet laut rasselnd ein, und bevor ich aufstehen oder wegspringen kann, kneift er mit Daumen und Zeigefinger in meine Brust, die linke.

»Was soll —«

»Hier«, sagt er und zeigt mir den Übeltäter. Ein langes blondes Haar. »Das hat mich gestört.«

Die Frau neben ihm sieht nicht einmal von ihrem Handy auf, es interessiert sie gar nicht, was sich direkt vor ihrer Nase abspielt.

Marge erscheint neben mir und legt eine Hand auf meine Schulter. Ich stehe auf, wütend, entsetzt, mit heißen Wangen, meine linke Brust tut weh, dort, wo er mich erwischt hat.

Manche Dinge lässt Marge nicht durchgehen. Das weiß

ich. Andauernd sagt sie: »Wenn euch mal jemand zu nahe kommt, egal wer, sagt ihr es mir. Sofort.«

Doch stattdessen zischt Marge an meiner Schulter: »Was zum Teufel machst du da? Ich habe schon die Türen geschlossen.«

»Ich kann nicht ...«, stammele ich mit knallroten Wangen. Das Haar, das der Mann von meinem Oberteil gepflückt hat, hängt nun an meinem Hosenbein. Er blickt unbeirrt geradeaus, mit einem leichten Grinsen im Gesicht. Triumphierend.

»Los jetzt«, sagt Marge. »Wir sind schon spät dran.«

»Ach, Miss?« Wieder schnappt er nach Luft. Ich drehe mich zu ihm und erwarte, dass er sich entschuldigt oder wenigstens bei mir bedankt. Stattdessen kommt nur die Frage: »Was ist mit dem Programmheft?«

Ich umkralle den Stapel in meiner Hand, kann mich aber nicht rühren, bin wie versteinert, mein ganzer Körper vibriert vor Schmach. Marge stupst mich mit dem Ellbogen an, und als ich nicht sofort ein Lächeln aufsetze, ein kleines Lachen oder eine kundenfreundliche Entschuldigung parat habe, greift sie um mich herum, reicht ihm eins der Programmhefte und drängt mich nun derber mit ihrem Ellbogen Richtung Tür.

Also setze ich mich in Bewegung, beeile mich, zum Ausgang zu kommen, und beiße mir auf die Innenseite der Wange, um mich von meiner Wut abzulenken, die bei mir unweigerlich in Tränen endet, was noch dämlicher ist, denn niemand nimmt dich ernst, wenn du sauer bist, aber schluchzt. Niemand bereut dann, wie er dich behandelt hat. Sie fühlen sich nur schlecht, weil du deine Schwäche zeigst wie ein Hund, der sich unterwürfig auf den Rücken dreht und seinen Bauch präsentiert.

Aber ich bin nicht schwach. Ich nicht.

Versteht mich nicht falsch, als Schauspielerin fällt es mir leicht, auf Kommando zu weinen. Das tue ich andauernd. Wenn es was bringt.

*Nicht* zu weinen fällt mir schwer. Es zurückzuhalten. Vor allem, wenn man alles rauslassen müsste. Aber nein. Nicht jetzt.

Ich bleibe im Lichtschleusenbereich zwischen Theatersaal und Foyer stehen und atme tief durch, um mich zu beruhigen. Im Saal sagt Marge die Vorstellung an, bittet, die Handys auszuschalten, und liest die Sponsoren vor.

Wenn so etwas Demütigendes passiert, meist durch Männerhand (als attraktive Frau werde ich ständig begrapscht), kann man nur eins machen.

Also atme ich tief durch und stelle mir diesen Mann im Geiste vor. Seine Hängewangen, seinen röchelnden Atem und seine Plauze, die seine verschwitzten Kakishorts ausbeult und aussieht wie ein einziger praller Hodensack. Und ich stelle mir vor, dass ich – anstatt ihn in meine Brust kneifen zu lassen – seine Hand in der Luft abfange und einen Rasierer herausziehe. Kein gefährliches Rasiermesser, nein, eine rosafarbene Einwegrasierklinge, wie ich sie in meiner Handtasche habe, für den Fall, dass ich vor einem Vorsprechen noch etwas ausbessern muss. Wenn ich wollte, könnte ich sie jetzt nehmen, sein Handgelenk auf die Armlehne pressen, eine Arterie aufschlitzen und zusehen, wie er binnen Sekunden verblutet. Bei dieser Vorstellung lächele ich und fühle mich auf der Stelle besser.

Ich schätze, es ist ein Privileg, das ich ihm gerade gewährt habe. Ja, das ist es. Meine Brust ist höchstwahrscheinlich die beste, die er jemals berührt hat. Und wenn ich überlege, was er für diesen Platz hingeblickt hat, wie schwer er atmet, dass da dieser Sauerstoffschlauch war, auf den ich einfach hätte treten können, ist meine Brust

wahrscheinlich die letzte, die er in seinem Leben betatscht hat.

Was für ein Glückspilz!

Sudi wartet im Foyer auf mich. »Oh Gott. Oh Gott, Oswald ist hier. Oh Gott, er ist so ein Ekel.«

»Allerdings«, bestätige ich. Oswald ist ein Stammgast, der sich gern eine der jungen Platzanweiserinnen aussucht, um sie in den fünfzehn Minuten vor Vorstellungsbeginn in die Enge zu treiben.

»Einmal wollte er von mir wissen, wo ich wohne. Was zur Hölle?«

»Widerlich.« Ich nehme auf einer der Bänke im Foyer Platz. »Ein alter Mann hat mir gerade an die Brust gegrapscht.«

Es ist keine gute Idee, Sudi irgendetwas zu erzählen, denn das Einzige, was sie mehr liebt als diesen Job, ist, so zu tun, als würde sie diesen Job und all die Erniedrigungen, die damit einhergehen, hassen. Einmal hat ein älterer Mann ihr mitten ins Gesicht geschlagen. Es stellte sich heraus, dass er an einer leichten Form von Demenz litt. Seine Söhne hatten ihn vor der Aufführung hier abgeladen und wollten ihn direkt danach wieder einsammeln. Sie gingen wohl davon aus, dass wir das mit ihm schon hinbekommen würden.

»Wie bitte?«, meint Sudi außer sich. »Er hat dir an die Brust gegrapscht? Oh mein Gott, die Zuschauer hier sind einfach abartig. Der Company ist das vollkommen egal. Du musst es Marge sagen.«

»Ich weiß nicht.« Ich denke an den Mann und daran, wie beiläufig er es gemacht hat. »Morgen habe ich hier ein Vorsingen. Ich will nicht, dass alle davon wissen. Michelle würde das mitbekommen, und ich hätte meinen Ruf weg.«

»Oh mein Gott, du hast ein Vorsingen? Mega. Welches Stück?«

»*The Sound of Music*«, antworte ich. »Die Rolle ist mir sicher, ich habe die Maria in der High School gespielt.« Das ist natürlich gelogen, aber ich habe es in meinen Lebenslauf geschrieben. Als ob das jemals jemand nachprüfen würde. Und außerdem sollte ich diese Rolle spielen. Sie ist mir wie auf den Leib geschrieben.

»Wahnsinn, Glückwunsch. Endlich«, sagt Sudi. »Wie lange hast du darauf hingearbeitet? Drei Jahre?«

Sudi. Sie erinnert mich gern daran. Ist ja nicht so, als hätte ich in den letzten drei Jahren keine Engagements gehabt. Erst neulich habe ich einen Werbespot für Lebensversicherungen gedreht. Rolle ist Rolle. Aber diese Rolle wäre ein riesiger Karriereschritt. Ehrlich gesagt, lief es bisher nicht besonders gut. Aber es ist sowieso zu neunzig Prozent Glück. Das sagen alle. Zu neunzig Prozent Glück. Und Musicals sind einfach meine Welt, versteht ihr? Wenn ich also sage, ich habe diese Rolle sicher, dann habe ich sie auch sicher.

## II

**D**er Warteraum für das Vorsingen ist rappellvoll. Egal, für wann sie dich bestellen, der Raum ist immer voll. Keine Ahnung, ob es sich um eine Fehlplanung handelt oder Absicht ist, um uns etwas zu quälen. Ich kann mir von allen hier schon ein ziemlich genaues Bild machen: Möchtegern-Stars, so weit das Auge reicht. Die meisten sind alternde Frauen, die ich schon vor Jahren als Hintergrundtänzerinnen im Franklin gesehen habe. Ihre Karrieren können als abschreckendes Beispiel dienen, eine dicke Schicht Make-up über billigem Botox, die Taschen vollgestopft mit den Beständen ihres eigenen Kleinunternehmens (Tee oder selbst gemachte Seifen). Man sollte ihnen nicht zu nahe kommen, denn sie strahlen eine geradezu ansteckende Niedergeschlagenheit aus, es niemals zu etwas gebracht zu haben. Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, das hier in ihrem Alter immer noch zu machen. Mal im Ernst, mit fünfundvierzig noch zu offenen Auditions für Weihnachtsmusicals an kleinen Theatern rennen? Echt jetzt?

Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich eine von ihnen habe aus einem Linienbus steigen sehen.

Und, natürlich, während ich versuche, mich von ihnen

zu distanzieren, sehe ich, wie sie mich direkt anstarrt, ein bösertiges Lächeln auf den Lippen. Die Oberbitch höchstpersönlich: Samantha Nguyen.

»Ach, hallo«, sagt sie und steigt über eine Frau im hautengen Gymnastikanzug, die auf dem Boden sitzend ihre Leiste dehnt, was überhaupt keinen Sinn macht, denn heute findet kein Vortanzen statt.

»Sam«, sage ich. »Hi.«

Wir machen ein bisschen Small Talk. Vor fünf Jahren haben wir beide bei einem Sommerfestival im Okanagan Valley mitgewirkt. Eine musikalische Interpretation von irgendeinem Shakespearekram. Sam hatte die Hauptrolle, und ich sang kurzzeitig im Chor, bis ich aus Gründen, die außerhalb meiner Kontrolle lagen, aufhörte. Seither begegnen wir uns gelegentlich bei Auditions, aber miteinander geredet haben wir bestimmt ein Jahr nicht mehr. Vielleicht auch zwei. Wer führt da schon so genau Buch?

»Ich habe dich neulich im Franklin gesehen«, sagt Samantha. »Sorry, dass ich nicht Hallo gesagt habe, aber der Cast hat mich nach der Aufführung backstage eingeladen. Wie läuft es so an der Garderobe?«

Ich zucke mit den Schultern und ringe mir ein Lächeln ab. Demütigend, was sonst? Aber ich sage nichts und zwingt sie, das Schweigen so lange zu ertragen, bis sie sich so unwohl fühlt, dass sie es selbst bricht.

»Du gehst also immer noch zu solchen Castings?«, fragt sie und lehnt sich neben mich an die Wand. Es ist eine Taktik. Adam, mein Agent, hat mich davor gewarnt. Er meinte, in dieser Branche müsse einem klar sein, dass jeder nur an sich denkt. Das ergibt Sinn. Es gibt so wenig Rollen, dass man sich vor den Leuten schützen muss, die dasselbe wollen wie man selbst. Gib nur so viel, wie du auch zurückkriegst, ohne Rücksicht auf Verluste. Adam ist sehr klug,

ich vertraue ihm vollkommen. Sein Urteil ist untrüglich. Schließlich hat er mich unter Vertrag genommen.

»Natürlich«, sage ich, nicht bereit, ihr die Genugtuung zu verschaffen, dass sie mir zugesetzt hat. »Ich singe für die Maria vor. Aber was machst du hier? Sind nicht alle Rollen in diesem Stück eher ... blond?«

Sie zuckt leicht zusammen. Das war ein Tiefschlag, aber schließlich hat sie angefangen.

»Ich wurde eingeladen«, sagt Samantha. »Für die Maria.«

Ich schenke ihr das Lächeln, das ich jahrelang vor dem Spiegel geübt habe. Das perfekte Lächeln für solche Situationen. Ein Lächeln, das sagt: *Ich glaube dir kein Wort*. Ein Lächeln, das sagt: *Netter Versuch*. Ein Lächeln, das sagt: *Ach, Schätzchen. Ich glaube nicht*.

»Ach wirklich? Bei einem offenen Vorsingen?« Ich bringe meine gespielte Überraschung perfekt rüber. Samantha kneift die Augen zusammen.

»Na ja, eigentlich hätte ich heute Morgen einen Einzeltermin gehabt, aber ich hatte einen Recall an der Oper, daher schieben sie mich jetzt am Nachmittag dazwischen.«

»Das ist ja super«, sage ich. »Oper. Wahnsinn.« Es fällt mir schwer, nicht die Augen zu verdrehen. Wer geht denn noch in die Oper? Wenn du eine x-beliebige Person auf der Straße fragen würdest, könnte sie dir den Namen auch nur einer Oper nennen? Wahrscheinlich nicht. Aber jeder, buchstäblich *jeder*, der nicht gerade ein seelenloser Kulturbanause ist, der hinter dem Mond lebt, hat schon mal von *The Sound of Music* gehört.

»Ja, es ist toll, zu arbeiten«, sagt sie. »Ich meine fest. Das ist eine große Erleichterung für meine Eltern.«

»Klar. Ich meine, wenn man bereit ist, jede Rolle anzunehmen ...«

Sie ignoriert meinen kleinen Seitenhieb, aber auf ihrer Stirn bildet sich eine winzige Falte. »Ich bin überrascht, dich hier zu sehen.«

»Warum?«, frage ich. »Es ist ein offenes Vorsingen.«

»Ich meine ja nur –«

»Und es passt in meinen Lebenslauf, ich weiß also nicht, wie du darauf kommst.«

»Ich dachte, du konzentrierst dich jetzt auf andere Dinge. Nach dem, was bei *Shakespeare on the Lake* passiert ist.«

Natürlich muss sie davon anfangen. Was eigentlich mein größter Karriereschritt werden sollte, zerstört von – ach, egal. Wenn man über solche Sachen nicht nachdenkt, sie gar nicht an sich ranlässt, zählen sie auch nicht. Besser, man blendet sie einfach aus, denn wenn man das große Ganze betrachtet, hat das keinerlei Bedeutung. Genauso wie Samantha.

»Tut mir leid«, sagt sie sanft und leise, als würde sie denken, ich bräuchte das. Als würde sie denken, ich wäre traurig. Bin ich aber nicht. Kein bisschen. »Tut mir leid, Jess. Ich bin bei so was immer noch nervös. Welches Stück singst du?«

»»Something Good««, sage ich.

»Echt? Ich auch«, meint Samantha. »Das ist so schön, oder?«

Mir steigt die Hitze in die Wangen. Ich fasse es nicht. »Wunderschön«, murmele ich. Es ist das beste Stück, aber ich hätte nie gedacht, dass irgendeiner von diesen geistlosen Vollpfosten es sich aussuchen würde. Es wird unterschätzt. Eine mutige Wahl. Jeder dahergelaufene Trottel frisch von der Schauspielschule kann »Climb Every Mountain« raushauen oder zu »The Lonely Goatherd« über die Bühne hüpfen – oder, klar, der große Publikumsliebling:

»The Sound of Music«. Die Berge leben, Baby, und ich bring sie dir direkt hierher.

Aber »Something Good« ist der beste Song im ganzen Stück – schlicht, liebevoll, der Captain und Maria staunen über das große Glück, einander gefunden zu haben. Unbeschreiblich kraftvoll, so ruhig, so lang herbeigesehnt und so unglaublich ehrlich.

»Ich hätte gedacht, dass du eher was zum Schmetterern nimmst«, sage ich zu ihr. Sie lächelt wissend.

»Sie kennen meinen Stimmumfang«, sagt sie. »Ich hab schon ein paarmal vor Michelle gesungen. Dieses Mal möchte ich eine emotionalere Seite zeigen.«

»Genau«, sage ich und hasse es, dass das genau dieselben Gründe sind, warum ich mich für den Song entschieden habe. Panisch blicke ich mich im Raum um. Was, wenn alle dasselbe Stück genommen haben? Was, wenn ich gerade wegen dieser Entscheidung die Rolle nicht bekomme?

»Na dann, viel Glück«, sagt Samantha und drückt meine Schulter. »Du rockst das. Ach, und hast du eigentlich schon meinen Kanal abonniert?« Sie greift in ihre Hosentasche und holt ein Kärtchen mit ihrem Gesicht darauf hervor. Eine Visitenkarte.

»Nein«, sage ich. »Ich wusste gar nicht, dass du einen hast.« Das ist eine unverschämte Lüge. Sie preist diesen Kanal überall auf Social Media an, und natürlich habe ich mir jedes einzelne Video von ihr angesehen. Ständig postet sie über ihre Auditions, ihre Erfahrungen mit Produktionen, Backstage-Touren, Interviews mit ihren Co-Stars. Manchmal singt sie auch Cover – Popmusik, was auch immer.

»Gib mir doch bitte ein Like und abonniere den Kanal«, sagt sie. »Man muss sich doch gegenseitig unterstützen, oder?«

»Natürlich.« Ich balle meine Faust um die Karte. Ich würde mir vielleicht überlegen, ihn zu abonnieren, wenn sie mich als Gast einladen würde. Ich sage es nicht laut, aber ihre Videos sind allgemein ziemlich öde. Immer sitzt sie an einer Frisierkommode in ihrem rosafarbenen Kinderzimmer – sie lebt immer noch bei ihren Eltern. Manchmal kommt ihr Hund rein und schnüffelt an ihr, während sie singt. Er heißt Sopran. Wie die Stimmlage. Schrecklich.

Gelegentlich postet sie auch Videos, wie ihr Großvater auf irgendeinen Hair-Metal-Song aus den Achtzigern reagiert, den sie singt. »Cherry Pie« oder Ähnliches. Erst wirkt er dann schockiert über den anzüglichen Text, aber am Ende lächelt er selig, und wenn er nicht weint, werden zumindest seine Augen feucht. Und in jedem einzelnen Video küsst er sie zärtlich auf den Scheitel und nennt sie das talentierteste Mädchen der Welt. An der Stelle könnte ich immer heulen, weil es so was von manipulativ ist. Quasi Ausbeutung eines älteren Menschen, wenn man mal drüber nachdenkt. Wird er überhaupt gefragt, ob er im Video auftreten will? Allem Anschein nach steht er unter Medikamenten.

Dieser Kanal ist so eine schlechte Karrierestrategie. Sie scheint überhaupt kein Gespür zu haben, wie man sich mit einer geheimnisvollen Aura umgibt, die Rätselhafte spielt. Nein, stattdessen umgibt sie sich im Internet mit Kindern, als würde ihr deren Aufmerksamkeit irgendwas bringen. Also *ich* will von der Branche entdeckt werden. Von Leuten, die Ahnung haben. Nicht von fanatischen, zuckersüchtigen Teenagern aus dem Mittleren Westen. Sondern von Profis. Ich will es schaffen durch mein Können, durch reines Talent. Ich will nicht erfolgreich sein, weil ein paar zwölfjährige Mädchen in Iowa meine miesen Rihanna-Cover im Internet gelikt haben. Ich will Rihanna *sein*. Ist doch klar. Warum ist das eigentlich so schwer zu verstehen?

Ich will entdeckt werden. Und das werde ich auch. Heute.

Irgendein unbedeutender Bühnenhelfer steckt den Kopf in den Flur. Er hat nicht mal ein Klemmbrett, sondern nur einen Spiralblock mit einem Blatt Papier darauf. »Samantha?«, ruft er.

»Hier!«, sagt sie, und ihre Hand schießt nach oben. Mein Magen verkrampft sich. Natürlich kommt sie als Erste dran. Natürlich darf sie dieses Lied zuerst singen und den Maßstab setzen, an dem wir anderen alle gemessen werden.

»Viel Glück.« Es klingt furchtbar anbiedernd, kommt aber eh zu spät. Sie eilt bereits den Flur entlang, ihre Jeansbeine schweben davon. Egal. Sie kann sowieso nicht schauspielern. Maria ist warm, sanft und liebenswert. Und Samantha Nguyen ist ein eiskaltes Miststück.

Bei dem Shakespeare-Festival hat sie die Hauptrolle gespielt und, ja, kann sein, dass ich sie auf dem einen oder anderen Plakat in der Stadt gesehen habe. Nach meiner Expertenmeinung ist ihre Stimme total langweilig. Sie klingt lahm und monoton. Trotzdem bekommt sie andauernd diese ganzen Rollen. Wer weiß, warum. Wahrscheinlich eine Kombination aus Arschkriecherei bei den Verantwortlichen, ihrer würdelosen Anbiederung auf Social Media und, na ja, das soll jetzt nicht gemein klingen, aber Diversität spielt bestimmt auch eine Rolle. Repräsentation ist schließlich alles. Es bedeutet allerdings, dass mir ausnahmsweise mal zum Nachteil wird, eine überaus attraktive blonde Frau zu sein. Die Welt hat sich wirklich verändert. Zum Besseren. Ganz klar.

Ich setze mich, lehne mich an die Wand und schließe die Augen. Ich will Samantha Nguyen nicht begegnen, wenn sie vom Vorsingen zurückkommt. Ich will nicht hören, wie es gelaufen ist, will ihren Gesichtsausdruck nicht

sehen, also verkrieche ich mich in einer Nische, um mich zu fokussieren.

Mein letztes Vorsingen war schrecklich. Der arrogante Schnösel in der Jury, in einem zerknitterten T-Shirt aus magentafarbenem Samt – ein Vertreter einer Kreuzfahrtlinie, wohlgemerkt – unterbrach mich nach nicht einmal sechzehn Takten des Whitney-Houston-Songs, den man mir zugewiesen hatte, und rief: »Die Nächste!«

»Was?«, hatte ich gerufen. »Ich hab noch nicht mal richtig angefangen.«

»Schätzchen, du kannst nicht singen«, behauptete er. »Nicht professionell. Und ich muss mir bis zur Mittagspause noch dreiundsechzig Mädels anhören, also, husch, husch, verzieh dich. Amüsier dich beim Karaoke, okay?«

Natürlich buchte ich direkt danach eine Notfallstunde bei meiner Gesangslehrerin, Renée. Für spontane Termine verlangt sie das Doppelte, und ich muss immer bar zahlen, aber das war es wert – einfach mit jemandem Zeit zu verbringen, der versteht, was gerade mit mir los ist. Sie schaltete den Diffuser ein und massierte etwas Pfefferminzöl auf meine Schläfen. Dann verbrachten wir eine halbe Stunde damit, tief einzuatmen und kraftvoll aus dem Zwerchfell auszuatmen, uns zu zentrieren und unsere Füße zu erden. Es war so klasse. Total schön. Am Ende weinte ich mich an ihrer Schulter aus. Sie rieb mir in kreisenden Bewegungen über den Rücken und beschwerte sich nicht mal, dass ich ihr die Bluse vollrotzte.

»Ein Vorsingen für ein Kreuzfahrtschiff? Ist das wirklich, was uns interessiert?«, flüsterte sie mir ins Ohr. »Komm schon.«

Und wenn ich darüber nachdenke, hat sie wirklich recht. Natürlich sagt so ein verbitterter alter Assistent der musikalischen Leitung eines Kreuzfahrtschiffs solche Sachen.

Schließlich arbeitet er für ein *Kreuzfahrtschiff*. Und er war so ... um die fünfzig? Stell dir vor, das wäre dein Job. Mit fünfzig. Offenbar fehlt es dir an Urteilsvermögen. Und an Geschmack. Dabei war es noch nicht mal eine besonders tolle Kreuzfahrtlinie, sondern irgendeine schäbige, von der ich noch nie was gehört hatte. Offensichtlich war er ein talentfreier Trottel, der wahre Größe nicht mal erkennen würde, wenn sie ihm ins Gesicht spuckt, was er vermutlich sogar genießen würde.

Ich bin so froh, dass ich Renée habe. Sie führt mir immer wieder die Wahrheit vor Augen. Wenn ich sie bezahle, fühlt es sich nicht so an, als würde ich etwas verlieren. Stattdessen bekomme ich einen Energieschub, der mich durch den ganzen Monat trägt. Als würde ich eine Hand kaufen, die in mein Herz greift und es daran erinnert, immer schön weiterzuschlagen. Die Zeit mit ihr ist wie eine Therapie, nur besser, weil es kein Gequatsche über meine Kindheit oder Eltern oder sonst was gibt. Nur die Einfachheit eines gehaltenen Tons, wir beide versunken im Akt der Schöpfung. Dort, bei ihr, bin ich eine Göttin.

Ein Paar Schuhe taucht neben mir auf. Alte Gesundheitslatschen, die irgendeinem Bühnenhelfer gehören und zu dessen ausgelaugtem, dürrer Körper passen. »Jessamyn?«

»Das bin ich«, sage ich.

»Du bist dran.«

Instinktiv strecke ich ihm meine Hand entgegen – keine Ahnung, warum ich denke, dass der Typ mir hochhilft –, aber er ist schon wieder weg. Ich raffe mich auf, klopf mir den Staub ab und eile ihm nach.

Die Frauengruppe hat sich auf vier reduziert. Und als ich die Gesichter der Verbliebenen betrachte – eine von ihnen (wie peinlich) trägt sogar eine Nonnenkutte –, wird mir

mulmig zumute. Sie sind alle alt. Panik erfasst mich. Ich bin nicht alt. Ich bin gerade mal vierundzwanzig. Na gut, fünfundzwanzig. Einhalb. Aber trotzdem. Was für eine Unverschämtheit. Zwischen mir und der Jüngsten, die noch im Warteraum sitzt, liegen mindestens zwanzig Jahre – und ausgerechnet sie ist die, die aussieht, als würde sie für *Sister Act 3* vorsprechen wollen.

»Wie wird man hier aufgerufen?«, platze ich heraus, während er mich einen langen Betonflur entlangführt. »In welcher Reihenfolge?«

»Keine Ahnung. Es ist nach fünf. Vielleicht haben alle hier einen Vollzeitjob.«

Sie können nicht denken, ich hätte einen festen Job. Nein! Ein fester Job ist der absolute Karrierekiller. Und ich rede nicht vom Kellnern oder Eintrittskartenscannen oder Zeitarbeit. Ich meine diesen Zweitberuf – den klassischen Bürojob, der dir mit jedem Tupperdosen-Mittagessen in einem fensterlosen Pausenraum die Seele wie durch einen Strohhalm aussaugt, während irgendein Idiot namens Brandon dich fragt, ob du deinem Freund noch Nacktbilder schickst. Nein, ich darf nicht in einen Topf geworfen werden mit Leuten, die feste Jobs haben.

Aber es ist ein offenes Vorsingen, rufe ich mir ins Gedächtnis. Dieser Bühnenhelfer hat keinen blassen Schimmer, in welcher Reihenfolge sie uns aufrufen. Wahrscheinlich in einer zufälligen.

»Noten dabei?« Der Bühnenhelfer und ich stehen an der Tür. Er presst ein Ohr dagegen, während ich in meiner Tasche nach dem Ordner krame, den Renée mir immer gibt, wenn wir uns auf ein wichtiges Vorsingen vorbereiten.

Er öffnet die Tür einen Spalt und späht hinein, dann reißt er sie ganz auf. »Und hier habe ich Jessamyn für euch.«



**E**s regnet. Ich warte unter einem Vordach und habe mir meinen Pfefferminzroller tief in die Nase geschoben. Was ich daran mag, im Regen zu weinen? Man ist nicht allein, der Himmel weint mit. Ha! Das sollte ich mir für mein Soloprogramm notieren. Es trägt den Titel »I Have a Dream«. Mehr als diesen Titel habe ich noch nicht, aber der fühlt sich richtig an.

Auf meinem Handy sind zwei Nachrichten, von meinen beiden Freunden. Der eine ist ein Immobilienmogul-Schrägstrich-Unternehmer, der mich finanziell aushält und mir immer ein Uber schickt, um mich abzuholen. Der andere ist (teilweise) irre. Und ich sage »irre«, weil er mich mal gestalkt hat. Ernsthaft.

Ich war im Rahmen des Fringe-Festivals für ein Independent-Musical engagiert, sehr exzentrisch und wichtig. Bei all meinen Auftritten war er da, wartete vor dem Theater und rauchte Kette, bis ich herauskam. Dann versuchte er immer, ein Gespräch mit mir anzufangen. Ignorierte ich ihn, warf er brennende Kippen nach mir, holte mich nach ein paar Blocks wieder ein und entschuldigte sich unter Tränen. Es war unglaublich! Wie im Film!

Na klar, die ersten Male, die er mir aufgelauert hat, war

es schon gruselig. Denn da war nun mal dieser Mann, der mich verfolgte, als wollte er mich in seine Wohnung schleppen und dort irgendeinen perversen Scheiß mit mir anstellen. Aber da er nie wirklich etwas Gewalttätiges gemacht hat, meinte die Polizei, sie könnten nichts ausrichten.

Denn mit den Kippen hat er mich nie getroffen. Keinerlei Brandwunden.

Das muss man sich mal vorstellen! Ist doch bescheuert. Ein Mann droht damit, einen umzubringen, aber die Bullen sagen nur: *Tja, wir müssen warten, bis er Sie wirklich umbringt, erst dann können wir versuchen, ihn aufzuhalten.*

Sie haben lediglich angeboten, mit ihm zu sprechen und ihn zu bitten, mich in Ruhe zu lassen. Was ja irgendwie ... putzig ist, mehr aber auch nicht.

Also echt. Als ob ihm so ein Gespräch nicht erst recht auf den Sack gehen würde und er so wüsste, dass ich die Bullen gerufen habe. Als ob das nicht der Tropfen wäre, der das Fass zum Überlaufen bringen würde.

Als lebensfrohe Frau voller Hoffnungen und Träume, die keinen Bock mehr hatte, mit der Angst vor diesem Typen zu leben, blieb mir nur eine Lösung: Ich machte ihn zu meinem ersten Fan.

Wenn man sich das mit den brennenden Kippen noch mal genauer überlegt, hatte die Polizei recht. Er hat mich nie damit getroffen. Hätte er das wirklich gewollt, hätte er es auch geschafft.

Den folgenden Rat kennt doch jede Frau, oder? Gern gesagt, wenn man wartet, dass ein Typ endlich zurückruft. Es ist die bittere Wahrheit über Männer: Sie sind schlichte Wesen. Wenn er dich anrufen will, macht er es. Wenn er dich umbringen will, macht er es.

Also habe ich eines Abends meine Taktik geändert, als er mich mal wieder nach Hause verfolgte. Ich habe mich

nicht mehr auf einen möglichen Übergriff fokussiert, sondern auf seine Aufmerksamkeit. Und Aufmerksamkeit liebe ich. Ich stellte fest, dass er auch nur eine verlorene Seele ist, so ähnlich wie ich, jemand, der sich bloß wünscht, sein Leben wäre größer und spannender, als es tatsächlich ist.

Sein Name ist Anton. Und während er hinter mir herannte und brüllte, kam mir die Erkenntnis: Wenn du immer wieder belästigt wirst und niemand dir hilft – dann genieß es doch einfach! Dreh es so, dass es für dich passt!

Also entschloss ich mich, Antons Bewunderung anzunehmen. Und nun ist er einer meiner beiden Freunde.

Wenn ich mit Anton zusammen unterwegs bin, tun wir beide nämlich so, als ob. Er bekommt vorgegaukelt, dass er mir wirklich etwas bedeutet, und ich, dass ich angebetet werde. Wie ich es verdiene. Wie ein kleiner Blick in die Zukunft.

Einige Textnachrichten gefällig?

*Hals- und Beinbruch, Süße! Nicht dass du das nötig hast. Du weißt hoffentlich, dass du die fabelhafteste Schauspielerin bist, die je auf Erden gewandelt ist. Und bald wird das jeder wissen.*

*Du bist so sexy.*

*Bist!*

*Musste gestern Abend an dich denken, komm her jetzt sofort!*

*Du hast so eine schöne Stimme. Hab mir gerade eine Aufnahme angehört, die ich von dir gemacht habe. Klingt so schön und trägt mich durch den Tag.*

*Du bist so hinreißend. Komm zu mir.*

*Bist du wach? LOL.*

*Ich komm und hole dich, wo auch immer du bist.*

*Musste gerade an deinen Auftritt beim Fringe denken und wie fantastisch du heute warst, bleib so fantastisch, wünsche dir einen fantastischen Tag.*

Unersättlich, aber vor allem treu ergeben.

Themenwechsel. Mein *Sound of Music*-Vorsingen war ein Reinfall, weil das Universum in letzter Zeit einfach nicht auf meiner Seite ist. Und nun stehe ich heulend unter diesem Vordach und hoffe, dass jemand vorbeikommt und mich fragt: »Was ist los, Süße ... Warum weinst du?« und mir vielleicht eine Rolle anbietet. Wir sind hier schließlich in einer sehr kreativen Ecke der Stadt. Und ich weiß, dass ich gut darin bin, schön zu weinen. Das habe ich im zarten Alter von zwölf Jahren perfektioniert. Und damit meinen Dad dazu gebracht, mir die Schauspielschule zu finanzieren und später einige Jahre lang meine Wohnung. Beides hat er schließlich eingestellt, als er herausfand, dass ich die Schauspielschule ohne Abschluss verlassen habe. Er meinte, Geldnot sei gut für den Charakter. Dieser Aussage möchte ich vehement widersprechen.

Das Vorsingen war, puh, keine Ahnung. Komisch. Ich ging hinein und sagte Hallo. Michelle, die Regisseurin des Stücks und künstlerische Leitung der Company, grinste. Neben ihr saßen die stellvertretenden Leiter Stefan und Georgia. Beide schrecklich gelangweilt.

»Hi, Jessamyn«, begrüßte mich Michelle, als ich ihr meine Porträtaufnahmen reichte und nebenbei versuchte, das aufkeimende Grauen in meinem Magen mit einem Lächeln zu

überspielen. Das Hühnchen, das ich mit dem Universum zu rupfen habe, ist, dass dieses nervöse, leere Gefühl in der Magenrube allgemein als Lampenfieber abgetan wird.

Renée hat das für mich einmal aufgedrösel. Sie sagte, es sei eine Form von Selbsttäuschung, dieses Gefühl als Lampenfieber zu bezeichnen. »Dieses mulmige Gefühl ist dein Freund«, meinte sie. »Deine Leidenschaft, deine Liebe, die körperlich spürbar ist. Dein Herz sagt dir dadurch, was es braucht, um zu klingen. Und das mit so einem albernen Begriff abzutun, entwertet diese Liebe immer wieder. Nimm es an. Niste dich in diesem Mutterleib der Inspiration ein und melde deine Ansprüche an.« Aber es ist nicht leicht, diese Energie auszuleben, wenn deine gesamte Zukunft an einem seidenen Faden hängt.

Michelle nahm einen großen Schluck Wasser aus ihrer Einwegflasche. Das Plastik zog sich zusammen, während sie so hart daran sog, als hätte sie den ganzen Tag in der Wüste gehockt. Wer weiß, vielleicht hatte sie das ja. In einer Talentwüste. Und dann kam ich, die strahlende Oase. »Was hast du gemacht, seitdem wir dich zuletzt gesehen haben?«, wollte sie von mir wissen.

»Viel Unterricht genommen«, begann ich. »Bei meiner Gesangslehrerin. Und ich habe bei einem Musical mitgespielt.«

Michelle sah sich mit einem undeutbaren Gesichtsausdruck meinen Lebenslauf an. »Dieses Fringe-Stück? *Alien XXX*?«

»Ja, das war schon ein bisschen schräg. Aber ich glaube, ich habe wirklich tolle Auftritte hingelegt, unter den gegebenen Umständen.«

»Aha.« Michelle starrte auf das Papier und nickte.

»Und das *XXX* bedeutet nicht, dass wir, na ja, alle nackt waren. Also es bezog sich nicht auf –«

»Schon gut, verstehe«, unterbrach Michelle mich lächelnd. »Ich kenne den Regisseur.«

»Wirklich?«

»Schon seit einer Ewigkeit. Seit der Schauspielschule. Aber bevor wir loslegen, muss ich dich etwas fragen.«

Mein Herz klopfte wie wild. Sie würde mich bestimmt nach meinen Verpflichtungen fragen, nach meinen freien Zeiten, ob es für mich okay wäre, Weihnachten nicht zur Familie zu fahren, um mich auf meine Rolle vorzubereiten. Was ich alles bereit wäre, dafür zu tun. Die Antwort liegt ja wohl auf der Hand: alles.

»Warum nicht Theater?«

»Hm?«

»Du weißt schon, Theater. Ohne Musik.«

»Ach so.« Ich lachte. Was für eine komische Frage. »Das ist einfach nicht meine Leidenschaft.«

»Aha«, sagte Michelle erneut, ihr rutschte die große Brille auf der Nase nach vorn. Mit den Fingerknöcheln schob sie sie zurück. »Du bist so eine großartige Schauspielerin.«

»Vielen Dank«, erwiderte ich. »Auch für Musicals braucht man schauspielerisches Talent.«

»Keine Frage. Und was hast du heute für uns vorbereitet?«

»»Something Good.««

»Oh.« Sie kritzelte irgendwas auf ihren gelben Notizblock. »Ich glaube, dieses Lied haben nur zwei von euch ausgesucht.«

»Stimmt, sie und Sam«, mischte sich George ein. Sam. Bei diesem Spitznamen musste ich mich arg zusammennehmen. Als würden sie andauernd zusammenarbeiten. Tun sie vielleicht auch, ich habe keine Ahnung, was diese Idioten neben ihrer Verwaltungsarbeit noch machen. Viel-

leicht ja Low-budget-Opern für reiche Angeber. Ich dagegen bin für das wahre Volk.

»Nur aus reiner Neugier: Warum hast du dich dafür entschieden?«, fragte Michelle und sah von ihren Notizen auf.

»Ich finde, dass es eine kraftvolle Szene ist«, erklärte ich. »Voller Romantik, im unverblümtesten Sinn. So etwas gibt es bei modernen Stücken gar nicht mehr, diese unglaubliche Ernsthaftigkeit.«

»Ernsthaftigkeit trifft es gut«, meinte Michelle. Und wenn ich ehrlich bin, ist sie der Inbegriff von Ernsthaftigkeit, mit ihrer großen Brille und den ständigen Heulanfällen hinter der Bühne, wenn sie sich unbeobachtet fühlt. Aber ich sehe sie, und ich weiß, wie sie sich fühlt, denn ich heule ja auch andauernd. Meistens an dieser erhabenen Stelle jeder Aufführung, wenn sich alles auf so wunderbare und gewaltige Weise fügt. Sie und ich, wir sind uns so ähnlich. Das muss ich ihr nur noch zeigen.

»Leg los, wenn du so weit bist, Jessamyn.«

Auf der anderen Seite des Raumes saß der Begleitpianist und wartete auf seinen Einsatz. Ich gab ihm ein Zeichen und begann.

Und war der Meinung, es laufe gut. Mit leiser, sicherer Dynamik trug ich das Lied genau so vor, wie ich es mit Renée einstudiert hatte. Den männlichen Part dieses Duets sang ich nicht. Ich baute darauf, dass die drei Jurymitglieder das Lied so gut kannten, dass sie wussten, was ich tat.

Am Ende meiner Darbietung lächelte ich und bedankte mich bei Michelle, die mich perplex ansah. »Nein, ich danke dir, Jessamyn.« Und dann ging ich. Als sich die Tür langsam hinter mir schloss, hörte ich Georgia noch zu Stefan sagen: »Was war das denn mit den ganzen Leerstellen? Warum stand sie da einfach nur rum? Total peinlich.«

»Seid nett zu ihr«, klinkte sich Michelle ein. »Sie ist eines von den Shakespeare-Mädels, die nie —«

Und bevor ich hören konnte, wie der Satz weiterging, schlug die Tür hinter mir zu. Hoffentlich belastete sie meine Performance nicht mit irgendeinem billigen Klatsch. Das wäre der Gipfel der Unprofessionalität. Doch wahrscheinlich kann man hier nichts Besseres erwarten.

Und so stehe ich nun hier, im Fegefeuer, und überlege, wer von meinen beiden Freunden mich nun aufmuntern darf. Mein Handybildschirm leuchtet auf, eine Nachricht von Anton.

*Bin sicher, du warst atemberaubend.*

*Darf ich dich abholen kommen?*

*Fahre jetzt los, bleib wo du bist.*

Aber es regnet, und er hat nur ein dämliches Fahrrad. Mit einem Fahrradkorb vorn, in dem er seine Einkäufe transportiert. Nur ganz, ganz selten erlaube ich ihm, mich damit abzuholen.

Aber in diesem emotional schmerzhaften Moment brauche ich etwas anderes. Und außerdem: Es regnet. Also, nein. Nicht heute. Stattdessen schreibe ich Mr. Immobilienmogul und schicke ihm meinen Standort. Er antwortet sofort, dass er ein Uber schickt.

Und ich höre auf zu weinen, denn wenigstens eine Entscheidung kann ich heute Abend treffen. Nämlich, mit wem ich meine Zeit verbringen möchte.

Auf der Straße hört man Lachen. Schnell wische ich mir die Tränen weg.

»Das hat heute wirklich ewig gedauert. Danke, dass ihr das mit mir gemeinsam durchgestanden habt. Diese offenen Vorsingen halten mir die Gewerkschaft vom Hals.« Das ist Michelle.

»Zumindest sind wir fündig geworden«, meint Georgia.

»Eindeutig«, bestätigt Stefan.

Mein Herz rast. Hätten sie Samantha gewollt, hätten sie ihr ja wohl direkt ein Angebot unterbreitet, oder? Was bedeutet, dass sie heute jemanden gefunden haben. Jemanden, mit dem sie nicht gerechnet hatten.

»Ich rufe sie morgen an. Hast du ihre Nummer? In ihrem Lebenslauf stehen nur die Kontaktdaten ihrer Agentur, aber ich will direkt mit ihr sprechen.«

»Ja, klar, wir haben gerade noch miteinander geschrieben. Aber keine Sorge, ich habe nichts verraten. Wir gehen nachher zusammen ins Kino.«

Mist. Stumm schaue ich noch mal auf meinem Handy nach, auch wenn klar ist, dass sie nicht mich meinen. Stefan kenne ich nicht, Georgia auch nicht wirklich, außer von den After-Partys am Premierenabend im Franklin, als sie mich besoffen angepöbelt hat, weil ich meinen Job machte und sie davon abhielt, mit ihrem Weinglas nach draußen zu gehen. Ich kenne diese egoistischen Idioten überhaupt nicht. Aber allein dass sie sich für eine Freundin entscheiden und gegen jemanden, der den Geist dieser Rolle wie keine andere verkörpert (mich), sagt schon alles über ihre Professionalität.

Sie unterhalten sich über ihr Meeting am morgigen Tag, wenn sie die Rollen für den Chor, die Nonnen und die Kinder vergeben werden. Mit Rückmeldung bis Freitag. Weit nach dem eigentlichen Zeitplan. Vor mir hält ein Wagen an, ein Uber. Der Fahrer steckt den Kopf aus dem Fenster. »Vishal?«, ruft er. Ich will meine Nische eigentlich nicht verlassen, um von diesen skrupellosen Tyrannen gesehen zu werden.

»Ich glaube, das ist mein Uber«, meint Michelle.

Obwohl es meins ist.

Ich sprinte zum Auto und steige ein, bevor sie mich er-

kennen können. Dann knalle ich die Tür der Limousine zu.  
»Hi«, grüße ich außer Atem.

»Vishal?«, fragt der Uber-Fahrer verwirrt.

»Das ist mein Freund.«

»Was für ein Glückspilz.« Er fädelt sich in den Verkehr ein.

Ich rutsche auf meinem Sitz nach unten. Eine Weile sagt keiner von uns etwas. Ich merke, dass er mich immer wieder im Rückspiegel beobachtet. Und verziehe keine Miene.

»Und, wie ist dein Abend bislang so?«

»Gut«, antworte ich.

»Willst du was trinken gehen?«

»Nein.«

»Muss dein Freund ja nicht wissen«, meint er. Als ob das meine Sorge wäre.

Das Geräusch des Blinkers durchbricht die Stille. Ich hasse diese notgeilen Loser. Solchen Typen begegne ich andauernd.

»Kann ich deine Nummer haben? Ich würde gern mal mit dir ausgehen.« Seine Hände umfassen das Lenkrad fester.

Auf der regennassen Windschutzscheibe verschwimmen die Lichter, das Klicken des Blinkers unterstreicht noch einmal, dass ich mit diesem unheimlichen, untervögelten Uber-Fahrer allein im Wagen bin.

Manchmal träume ich von einem Leben ohne keuchende, lüsterne Männer, die mir ständig nachstellen. Kann ich denn etwas dafür, dass ich mit bezaubernden mandelförmigen Augen, wunderschönen blonden Haaren, perfekten Brüsten und einer schmalen Taille gesegnet bin? Ich bin das, was sich die meisten Männer immer gewünscht haben, und das lassen sie mich nie vergessen. Es ist zum Verzweifeln.

Ich sage nichts, lasse die Stille wirken. Zumindest habe ich lange, spitze Fingernägel.

Er fährt weiter. Ich wünschte, ich hätte einen Spruch parat, mit dem ich ihn fertigmachen könnte, aber er hat mich in meinem verwundbarsten Augenblick erwischt, und in meinem Kopf herrscht gähnende Leere. In solchen Momenten ist es manchmal das Beste, gar nichts zu sagen. Man will sie ja nicht wütend machen. Männer.

Mir fällt meine Halskette ein. Sie ist relativ stark, aus Silber. Ich könnte mich hinter ihn setzen, warten, bis er an einer roten Ampel hält, sie abnehmen. Dann nach vorn schnellen, sie ihm eng um den Hals schlingen und mich wieder zurücklehnen. Wie aufregend wäre es, ihm zuzuhören, wie er nach Luft schnappt und hilflos um sich schlägt. Ich würde meine Füße gegen den Vordersitz stemmen und so fest an der Kette ziehen, bis das Metall in seine Haut schneidet. Und er sich nicht mehr wehrt. Bis sein Körper ganz ruhig wird und er still ist und mich nicht länger belästigen kann.

Doch stattdessen bleibe ich reglos sitzen. Dann schaltet er irgendwelchen Thrash Metal an, es dröhnt, was vollkommen okay für mich ist, denn so kann ich so laut weinen, wie ich will. Und genau das tue ich.

Ein paar Blocks ziehen draußen vorbei. Dann sieht er mich wieder im Rückspiegel an, bemerkt, dass ich schluchze, und fährt rechts ran.

»Heulst du etwa, weil ich dich gefragt habe, ob wir was trinken gehen? Arrogantes Miststück.«

»Nein, ich heule, weil ich nicht die Rolle bekommen habe, für die ich vorgesungen habe. Obwohl ich sie verdiene. Du bist nur irgendein dahergelaufener Loser. Du bist hier das Miststück.«

Diese Beleidigung hat gegessen. Er überlegt, wie er da-

rauf reagieren soll. Das spüre ich. Ich bekomme Angst. Angst, dass er mich an den Haaren aus dem Auto zerzt und mich totprügelt. Oder dass er mich in irgendeine Bude schleppt und vergewaltigt. Wäre alles möglich. Habe ich alles schon gelesen.

»Wenn du mich bei Uber verpfeifst, sage ich denen, dass du versucht hast, mir auf den Kopf zu schlagen«, droht er.

»Und ich sage denen, dass du versucht hast, mich zu verschleppen und zur Prostitution zu zwingen.« Er hält inne und scheint beide Drohungen gegeneinander abzuwägen. Fast ärgere ich mich, dass ich ihn auf diese Möglichkeit gebracht habe. »Oder du schaust jetzt wieder auf die Straße und fährst mich zu meinem reichen Freund. Dann erwähne ich auch nicht, dass du mich angequatscht hast. Er wird dir achtzehn Prozent Trinkgeld geben, weil er ein naiver Idiot ist. Und wir vergessen beide, dass das hier jemals passiert ist. Deal?«

Er fährt weiter und folgt dem Weg, den seine App ihm vorgibt. Eine stillschweigende Übereinkunft also. Auch gut. Ich brauche niemanden, der auf mich aufpasst. Ich komme zurecht. Ich greife zum Verschluss meiner Kette. Und überlege, sie nur zur Sicherheit abzunehmen, falls er doch wieder rechts ranfährt.

»Kannst du die Musik wieder anstellen?«

Macht er, in voller Lautstärke, ohne noch einmal in den Rückspiegel zu sehen, was mir, ehrlich gesagt, nur recht ist. Ich lasse meinen Tränen freien Lauf. Schreie sogar ein bisschen. Vishal hat mir mindestens hundertmal gesagt, dass ich nicht vor ihm weinen soll, weil ihn das fertigmacht, aber Anton liebt das, also, tja. Es hat schon einen Sinn, zwei Freunde zu haben. Das würde ich wirklich jeder Frau ans Herz legen, die so ein verzwicktes Leben hat wie ich.